

Gedenkrede auf Wladimir Solowjow

Autor(en): **Block, Alexander**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **27 (1925)**

Heft 10

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748682>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GEDENKREDE AUF WLADIMIR SOLOWJOW

Der Dichtergeneration, die in Russland um 1904 auf den Plan trat, die durch Alexander Block der Weltliteratur angehört, den Symbolisten, wie sie sich nannten, eignet unverkennbar ein mystischer Zug, der sie mit Wladimir Solowjow (1853—1900) verbindet. Früh erkannt und gehegt, wird diese seelische Gemeinschaft aufs bestimmteste durch die Rede dokumentiert, die Block im August 1910, am zehnten Todestag des Denkers hielt. In anderen Reden nannte er Solowjow seinen Lehrer. Aber nicht durch Lehrsätze, über die man diskutieren, die man ablehnen kann, beeinflusste ihn Solowjow: wie wenig ist doch von der intelligiblen Lehre in Blocks Erinnerungsrede zu finden. Beide waren sie einig in der Auflehnung gegen das vergangene Jahrhundert, gegen jenes „eiserne, wahrhaft grausame“ positivistische Zeitalter, das „den ahnungslosen Menschen in nächtliche sternenlose Finsternis stürzte“ (der Tod verhinderte Block, seine Anklage und Abrechnung, das grosse Gedicht *Vergeltung* zu beenden). Beide lebten sie in mystischer Erwartung, glaubten sie an die nahe Erfüllung des Geahnten. Und jene eigene, feinere Atmosphäre, die den gläubigen Schwärmer Solowjow umgab und abschloss, seinen Blick für Irdisches nicht trübend, aber wandelnd, sie umging heimatlich den ritterlichen Dichter, dass beide in ihr vereint bleiben, Solowjow und Block, Visionäre.

Puschkin, dem es gegeben war, Zeiten und Völker zu erfassen, mit ursprünglichem Leben neu zu erfüllen, schuf das Lied vom Armen Ritter: „Ein Traumgesicht, unergründlich dem Verstand“, erschien ihm inmitten seiner Lebensbahn und machte sein einfältiges Herz den Freuden der Erde abtrünnig und verzehrte seine Seele mit dem Brand unstillbarer Sehnsucht. Von nun an umstrickten Gelübde und Rosenkranz die eiserne Rüstung, und mit seinem Blut schrieb er den Namen der himmlischen Dame auf den Schild. Dieser Gestalt erinnerte sich Dostojewski, als er sein Traumgesicht der Wahrheit in Fürst Myschkin, dem Idioten, dem Weisen, verkörperte. Und die Gestalt lebt weiter in Solowjow, in Block. Die göttliche Sophia des einen, diese offenbarte Weltseele, mit der er Zwiesprache hielt und Briefe wechselte, als wäre sie eine Frau auf Erden; die Schöne Dame des anderen, die Block durch sein ganzes Dichten, durch sein Leben leitete, immer wieder ihr Antlitz verändernd und doch immer die gleiche und als dieselbe erkennbar: — sie sind nicht Eins, aber so wesensverwandt, verschwisterte Erscheinungen aus dem Reich ewiger Romantik. Zum Symbolisten muss man geboren sein, werden kann man es nicht, sagt Block; und Symbolist heißt für ihn Sehender. Verschiedene Visionen, aber dieselbe Kraft gibt sie ein und lässt die Sehenden einander erkennen wie Brüder eines Ordens. Von solchem Erkennen erzählen die folgenden Seiten. Nicht ein Forscher und Denker wird hier in üblichem Sinne gewürdigt: ein Seher erhebt vor uns, geschaut von Einem, der selbst Dichter einer Vision, Kunder einer Vision war.

B. N.

Eine Erinnerung bleibt mir unauslöschlich. Vor etwa zwölf Jahren, an einem farblosen Petersburger Tag, gab ich einer Verstorbenen das Geleite. Vor mir ging entblößten Hauptes ein großer, hagerer Mann in einem alten Pelz. Spärlicher Schnee flatterte nieder, aber alles war eintönig grauweiß, wie es nur in Petersburg zu sein pflegt, und der Schnee wurde erst sichtbar an der vor mir schreitenden Gestalt; auf dem rotbraunen Pelzkragen lagen in langen stahlgrauen Strähnen die Haare. Die Gestalt erschien wie eine Silhouette, so beängstigend unähnlich war sie allem, was sie umgab. Neben mir sagte ein General zu einer Dame: „Wissen Sie, wer dieser Lange ist? — Wladimir Solowjow.“ In der Tat, mitten in dem Häuflein gewöhnlicher Menschen, die dem Trauerwagen nacheilten, schien das Schreiten des Mannes fremd, unglaublich. Einige Minuten später hob ich den Blick: der Mann war nicht mehr da, er war irgendwie unbemerkt verschwunden — und die Prozession hatte sich in einen gewöhnlichen Leichenzug verwandelt.

Weder vor diesem Tage noch je nachher sah ich Wladimir Solowjow. Aber durch alles, was ich später über ihn las und hörte, drang jene sonderbare Vision und webte über allem, was ich im Zusammenhang mit ihm erlebte. Im Blicke Solowjows, den er an jenem Tage zufällig auf mir ruhen ließ, war abgründige Bläue: völlige Abgeschiedenheit und Bereitschaft, den letzten Schritt zu tun; das war schon reiner Geist: gleichsam kein lebender Mensch, sondern ein Bild: ein Umriss, Symbol, eine Zeichnung. Ein einsamer Wanderer zog durch die Straße einer schattenhaften Stadt zu einer Stunde des Petersburger Tages, die allen anderen Stunden und Tagen in Petersburg glich. Er schritt langsam hinter einer unbekanntem Bahre einer unbekanntem Ferne zu, nichts wissend von Fernen und Zeiten.

Solowjow war damals schon vom Lärm eines richtigen, nicht nur einheimischen, sondern auch europäischen Ruhmes umgeben. Dieser Ruhm erreichte Petersburg in einer Welle schmutzigen Lakaienklatsches und eigenartigen Hasses, wie immer. In jener Zeit konnte man in gewissen Kreisen den Namen Solowjows nicht mit Gleichmut hören; er war das Synonym für einen gefährlichen und schädlichen Sonderling. Als er einige Zeit später im Rathaussaale den Panmongolismus

prophezeite,¹⁾ hielt es ein bekannter Mystiker für witzig, vom Stuhle zu fallen. Aber auch das war noch harmloser Spott neben dem Hass, mit dem der Durchschnitt der Petersburger Gesellschaft, über das Unziemende seines Betragens endgültig empört, ihn gleichsam aus dem Leben ausstieß. Er aber wandelte schon in einer anderen, für Sehende offenbaren Gestalt, und in die Herzen prägte sich die scharf umrissene, nicht menschliche Silhouette. Es scheint, als ob er in diesen letzten drei Jahren seines Erdenlebens genau die ihm bestimmten Fristen gewusst hätte; zu seinem äußeren Charme und Glanz gesellte sich etwas, das ihn schirmend umstrahlte. Ein uraltes Gesetz ging in Erfüllung; nach dem ein weises, wenn auch durch Treulosigkeiten und Fall entkräftetes, Leben dem Alter Jugend wiederzubringen vermag. Diese Jugend, ein aus der Ferne leuchtender Punkt, gleicht der *ἀνάμνησις*, der Wiedererinnerung an das Land, aus dem man gekommen ist und das man in der Wüste des Lebens vergaß; sie kündigt die Nähe des Augenblicks, da der Kreis sich schließt, die Nähe des Endes, doch nicht des Untergangs, der Wandlung, nicht des Todes. Reife, geschäftstüchtige Leute ehren den Tod und sind bereit, den Untergang zu bedauern; aber Ende und Wandlung sind ihnen verhasst, denn sie werfen auf das ganze Leben ein anderes Licht, in dem das irdische Tun verdächtig erscheint. Wie viele sind bereit, hundertmal ein und dasselbe über das Geniale in *Krieg und Frieden* zu wiederholen, um nur von der Wandlung und dem Ende Tolstois selbst zu schweigen.

Das ist natürlich nichts Neues. Man pflegt einzuwenden, dass es nicht erlaubt sei, irgendein Tun zu verdächtigen, da Taten überhaupt so selten seien. Schwäche, nicht Stärke macht diesen Einwand. Wladimir Solowjow vollbrachte wahrlich große Taten zur Zeit, da er geschäftigen Leuten als Nichtstuer erschien. Das verursachte den Hass. Und der Hass rief, wie immer, Anbetung hervor. Im Lärm des Hasses und der Anbetung überhörte man die anderen Stimmen, die dieser wie jenem gleich fremd waren. Lärmend stürzte man damals den

¹⁾ Die „Kurze Erzählung vom Antichrist“, am 9. März 1900 öffentlich vorgelesen, wurde von Solowjow in das letzte der *Drei Gespräche* aufgenommen. Vgl. Solowjoss *Ausgewählte Werke*, deutsch von Harry Köhler (Diederichs, Jena, 1914), Bd. I, S. 348–380. — Der Übersetzer.

lebenden Solowjow und weihte dem Lebenden einen ebenso lärmenden Götzendienst. Zehn Jahre sind vorbei, die Konturen eines neuen Jahrhunderts traten hervor. Werden wir auch heute noch Götzendienst vor dem Gewandelten verrichten und lärmend vergessen, was hinter ihm stand?

Die Tage der Jubiläen haben etwas Unheimliches. Da triumphiert leicht das Gemeine, dessen einziger Name Gedächtnislos ist. Zu verführerisch ist der Glanz des festlichen Leichentuches, unter dem ein Zeitgenosse vieler, ein von vielen Geliebter ruht; und zu verlockend sind die Bilder seines Lebens und Wirkens, die in wechselnder Folge an uns vorüberziehen wie Projektionen auf der Leinwand. Das sind gleichsam Fahnen, kleine Fähnlein, die jeder gerne an einem gewöhnlichen Sonntag sieht, an einem Tag des Vergessens, da Großes in kleine Münze umgewechselt wird. Auf den Fahnen steht geschrieben: „Wir sind glücklich, einen großen Mann gehabt zu haben; wir bedauern, dass ihn die schonungslose Zeit dahingerafft hat.“ Aber hoch oben, über der Zeit, weht und rauscht vergebens ein unsichtbares Banner mit einer unverständlichen Inschrift. Und alle werden sagen, das sei der nächtliche Himmel und daran — die gewöhnlichen Sterne.

Die Gestalt Wladimir Solowjows ist besonders glanzvoll und vielseitig. So sind denn auch die Bilder der magischen Laternen an diesem Tage ganz besonders hell. Aber manche von uns ermüden heute und fliehen dieses Jubiläumslicht. Eifersüchtig verbirgt sogar der eine vor dem anderen das Seine. Unsere Worte ertönen in einer verdünnten Luft, sie gleichen Hammerschlägen auf den Deckel eines leeren Sarges. Warum? Schlagt den Zipfel des Leichentuches zurück, hebt den Deckel vom Sarg: niemand liegt drin, die Gruft ist leer.

Wir werden in diesem Sarge nicht die Überreste des Mannes, des Schaffenden, finden, der in seinem Glanze uns allen gleich teuer war. Wie vor zehn Jahren werden auch jetzt alle die große Begabung anerkennen, aber viele werden ratlos vor irgendeiner Seite seines Wirkens innehalten. Eine bekannte Philosophenschule wird ihre Zweifel äußern an Solowjows System einer mystischen Philosophie, das keine vollständige Erkenntnistheorie aufweist. Die Publizisten keines Lagers werden Solowjow

vorbehaltlos als den ihren anerkennen, schon darum nicht, weil Solowjow den heiligen Krieg im Namen der heiligen Liebe bejahte. Die einen unter uns anerkennen zwar den Krieg, aber keineswegs den heiligen, sondern den der Staaten im Namen politischer Feindschaft; andere bekennen sich zur Liebe, doch ebenfalls nicht zur heiligen, sondern zur humanitären, die jeden Krieg im Prinzip verneint. Und der Kritiker Solowjow? Er hat Nietzsche übersehen, Puschkin und Lermontow einseitig gewertet. Der Dichter? Auch ihm muss ein bescheidener Platz zugewiesen werden, wenn man ihn als reinen Künstler betrachtet. Es bleibt Wladimir Solowjow, der Mensch. Hier sind die Bilder mannigfaltig, überreich; die Erinnerungen und Anekdoten stehen immer wieder in den Zeitschriften. Was lässt sich zuletzt gewinnen aus diesen einander widersprechenden Anekdoten über sonderbare Handlungen und Äußerungen, vor allem über das sonderbare, für manche schreckliche Lachen, dessen alle mit Vorliebe gedenken? Wohl dies eine: Wladimir Solowjow war ein recht liebenswerter und origineller Mensch, aber mit vielen nicht durchaus angenehmen, mitunter ungebührlichen Sonderbarkeiten; doch da auch seine Freunde alle sehr liebe Menschen waren, verziehen sie diesem romantischen Sonderling seine fremdartigen Einfälle.

Ich habe eine Auswahl des Schlimmsten getroffen, was man über Solowjow sagt und denkt. Das Bild des großen Denkers, des Menschen in seinem Glanz wird dadurch nicht verdunkelt. Ich will nur zeigen, dass Solowjow als Philosoph, Publizist, Kritiker, Dichter und Mensch immer Feinde und Verehrer gehabt hat und haben wird, dass diese seine Attribute nie einmütige und volle Anerkennung gefunden haben, noch finden werden. Darum kann die Feier seines irdischen Gedächtnisses immer leicht zu einem gewöhnlichen Jubiläum, das heißt zum Tage des Vergessens werden. Und dereinst, wenn weitere Jahrzehnte vorbei sind und am Horizont der Wissenschaft und Philosophie neue Sterne aufgehen, wird Wladimir Solowjow kein Lebenswert mehr sein und zum Archivmaterial für Dissertationen der Philosophiehistoriker werden. So denken, aller Wahrscheinlichkeit nach, viele. Doch, zerreißen wir das festliche Leichentuch, löschen wir das Jubiläumslicht aus — dann werden wir anderes gewahr.

Wladimir Solowjow erscheint uns noch immer in zweifacher Gestalt. Er zu seiner Zeit war selbst zwiespältig gewesen: sein Dienst erforderte es. Gleich beim ersten Schritt hatte er sich vor seinem Jahrhundert schwer kompromittiert. Ein Jahrhundert vergibt alle Sünden, die gegen den heiligen Geist inbegriffen, eines aber verzeiht es niemandem: den Verrat am Geist der Zeit. Wladimir Solowjow kannte zu gut dieses freundliche Untier, die schmeichlerische und grauenhafte Zeit. Er zog in sich zwei Kräfte heran, zwei Eigenschaften, notwendig, um den Feind von zwei Seiten zugleich anzugreifen. Der eine, diesseitige Solowjow traf den Feind mit dessen eigener Waffe: er lernte, die Zeit vergessen. Er bändigte sie nur, indem er über das zottige Fell des Ungetüms den leichten Silberschleier des Lachens warf. Und darum war dieses Lachen manchmal fremd und schrecklich.

Gäbe es nur diesen Solowjow, wir zollten seinem metaphysischen Machiavellismus nur kühle Achtung als Tribut. Aber wir wollen daran denken, dass dieser eine der kluge Diener des anderen war. Der andere, nicht irdische, verachtete nicht, bändigte nicht. Er war ein „redlicher Streiter Christi“. Er schwang ein goldenes Schwert über den Feind. Wir alle sahen das Leuchten, aber wir vergaßen oder nahmen es für etwas anderes. Wir hatten das allzumenschliche Recht, ratlos vor dem zwiegestaltigen Solowjow zu stehen, nicht wissend, dass jener gute Mensch, der die klugen Bücher schrieb und lachte, in einem geheimen Bündnis stand mit diesem anderen, der das goldene Schwert über die Zeit erhob.

Vergessen wir für einen Augenblick den tiefsinnigen Denker, den bemerkenswerten Kritiker und Publizisten, den dankbaren Schüler der Poesie Fetts und den sonderbaren Menschen. Heute sollen wir dessen gedenken, dem nicht Jubiläum, noch wissenschaftliche Verdienste, noch Anekdoten anstehen. Dazu müssen wir die Doppelheit aufheben, den diesseitigen Solowjow vergessen, die Lichter, mit denen sein Geist hell leuchtete, auslöschen und die Blumen brechen, in denen seine Seele zart blühte. Alles Lebendige soll sich zu neuer Ordnung zusammenfügen unter den Strahlen eines anderen, nicht irdischen Lichts. Denn der Tod und die Zeit haben die magische Laterne des Lebens gelöscht.

Tod und Zeit herrschen machtvoll auf Erden,
Doch Gebieter nenne sie nicht.
Alles kreist und verschwindet im Nebel,
Nur die Sonne der Liebe ist stet.

Indessen die bunten Bilder eines reichen Lebens von der Leinwand verschwunden sind, können wir die neue Gestalt gewahren, die, durch nichts verdeckt, aus dem Dunkel hervortritt. In mattem Licht schimmern da der Panzer, das Rund des Schildes und das blanke Schwert in den Falten der schwarzen Kutte. Der gleiche Blick, vom Denken vertieft, fest nach vorwärts gerichtet. Die gleichen stahlgrauen Haare und der Körper, abgezehrt, dass es die Kleidung nicht verbergen kann. Die neue Gestalt erinnert undeutlich an jene andere glanz- und lebensvolle, von der wir uns eben trennten. Da sind dieselben Attribute, doch alles anders geordnet und gestaltet, alles ist anders geworden, beharrend, stet. Vor uns steht nun der unirdische Solowjow, ein Ritter und ein Mönch.

Was ist in diesem Bilde die ungeheuer große literarische Arbeit Solowjows? Nur Schild und Schwert in den Händen des Ritters, nur die guten Werke im Leben des Mönchs! Und was sind Schild und Schwert und gute Werke und irdische Dialektik für den, dem „die Seele versengt war“? Nur Mittel, nur Waffe, mit der der Ritter gegen den Drachen kämpft, der Mönch gegen das Chaos, der Philosoph gegen den Wahn und das Unstete des Lebens. Dies ist nur die irdische Tat: die Befreiung der gefangenen Prinzessin, der Weltseele, die, heimlich mit der kosmischen Vernunft im Bunde, in den Armen des Chaos schmachtet. All die irdische Romantik und wunderliche Art des Sonderlings erscheint als eine duftende Blume auf dem Bild. Diese Blume legt der „arme Ritter“ im Überschwang irdischer Verliebtheit der gefangenen Prinzessin zu Füßen.

Dieses neue Bild: das undeutlich rauschende Banner, dessen Inschrift wir an einem von Fahnen bunten Sonntag nicht entziffern können. Die einfache Inschrift bezeugt, dass das Bild kein Traum, sondern Wirklichkeit ist. Der ritterliche Mönch hatte wirkliche Visionen.

Lesen wir aufmerksam Solowjows Gedicht *Die drei Begegnungen* und sehen wir ab vom scherzhaften Ton und der gewollt

nachlässigen Form, die durch Zeit und Umgebung bedingt waren, — tun wir sie beiseite, so wie wir allen irdischen Zauber von Solowjow abgestreift haben: wir stehen von Angesicht zu Angesicht vor einem unabweisbaren Zeugnis. Hier ist mit chronologischer und geographischer Genauigkeit das Bedeutendste dessen beschrieben, was Solowjow im Leben widerfuhr. Die Dichtung, in einem Bändchen Verse gedruckt, dessen Äußeres ganz im demokratischen Geschmack unserer Zeit gehalten ist, unterscheidet sich dem Wesen nach in nichts von den Inschriften vergangener Jahrhunderte; zuerst lateinisch, dann in den Volkssprachen legen sie feierlich und kurz Zeugnis ab von allem, was es im Leben der Welt an wahrhaft Wertvollem gab. Man liest sie auf Altären, Tempeln, Bannern, Mausoleen, sogar auf Steinen im Felde.

Mir kommt eben eine Inschrift in den Sinn, — auf einem Grab in der Basilika des hl. Apollinaris bei Ravenna; sie lautet: Sanctus Romualdus Ravennus ad altare hoc noctu orans beato martyre Apollinare bis viso ad sacru ordine monasticu vocatus est anno DCCCCXXVII. „Sankt Romualdus aus Ravenna wurde im Jahre 927, hier zu nächtlicher Stunde betend, durch zweimalige Erscheinung des seligen Märtyrers Apollinaris zum heiligen Mönchsorden berufen.“

Die Dichtung Solowjows, in eigenem Namen an die gerichtet, die er hier Ewige Freundin nennt, besagt: „Ich, Wladimir Solowjow, geboren zu Moskau, rief und schaute dich dreimal: in Moskau 1862, Sonntags bei der Messe, als neunjähriger Knabe; im Britischen Museum zu London im Herbst 1875, als Magister der Philosophie und Dozent der Moskauer Universität; bei Kairo in der Wüste zu Anfang des Jahres 1876“:

So, Sklave noch der eitlen Welt, empfand
Und sah ich, durch des Stoffes rauhe Schale,
Der Gottheit Licht und ewiges Gewand.

So lautet die Inschrift, die wir über dem Bilde des ritterlichen Mönchs lesen. Gleich den Inschriften des Mittelalters dient sie nicht zur Deutung, sondern zur Bestätigung des ganzen Bildes. Die Zeichnung allein genügt nicht, es braucht noch das besiegelnde Wort; und das Wort ist gesprochen. Die Dichtung, am Ende des Lebens geschrieben, zeigt, wo das Leben beginnt.

Von nun an müssen wir, an das Studium der Werke Solowjows herantretend, nicht zu ihr aufsteigen, sondern im Gegenteil von ihr ausgehen. Nur im Licht dieses Bildes, das erst deutlich hervortrat, nachdem das andere, mittelbare, vom Tode ausgelöscht worden, kann man das Wesen der Lehre und der Persönlichkeit Solowjows verstehen. Dieses Bild, vom Leben selbst gegeben, ist in keinem Sinn eine Allegorie. Es mag Gegenstand wissenschaftlicher Erforschung werden, seine Wesenheit ist nicht zerlegbar; es strahlt ein immaterielles goldenes Licht aus. Mit Gold und Zinnober wurden die Worte aus dem Munde des hl. Gabriel gemalt: Ave, gratia plena. Im periodischen System der Elemente muss dieses einfachste Grundelement mit Gold und Zinnober eingezeichnet werden.

Die Zeitgenossen Solowjows hatten das Geheimnis verloren, das Einfachste zu verstehen. Das neunzehnte Jahrhundert zeichnete sich durch ungewöhnliche Verschlossenheit aus. Dieses hinterhältige Jahrhundert unterwarf seine Söhne der Nivelierung, stopfte ihre Köpfe mit Abgeleitetem voll und zwang sie, das Seiende zu vergessen; es rief die Losung des Positivismus und Naturalismus auf den Straßen aus, indessen es selbst in stillen Philosophen- und Gelehrtenstuben das vorbereitete, wovon Zeugen und Teilnehmer zu sein wir bestimmt sind. Schon öffnen sich die Augen vieler. Wie Solowjow das wahre Gesicht des „Vaters des Positivismus“ aufdeckte, indem er die Idee der Menschheit bei Auguste Comte als die der heiligen Sophia, der göttlichen Weisheit, bestimmte, so können wir nicht umhin, das wahre Antlitz Zolas, des „Vaters des Naturalismus“, zu erkennen. Hinter uns erheben sich die großen Schatten eines Tolstoi und Nietzsche, eines Wagner und Dostojewski. Alles wird anders; wir stehen vor dem Angesicht des Neuen und Universalen. Nicht umsonst haben wir in der Zeit vom Tode Solowjows bis zu diesem Tage erlebt, was anderen nur in hundert Jahren zu erleben vergönnt ist; nicht umsonst haben wir gesehen, wie unter Donnern und Blitzen irdischer und unterirdischer Elemente das neue Jahrhundert seine Saat ausstreute; in diesem gewittrigen Licht träumte uns von allen Jahrhunderten, lehrten sie uns späte Weisheit. Wer unter uns von der grausen Flut des verflossenen Jahrzehnts nicht weggespült oder

zerbrochen wurde, der erwartet mit vollem Recht und froher Hoffnung vom neuen Jahrhundert neues Licht.

Das Beste, das wir zur Erinnerung an Wladimir Solowjow und ihm zu Ehren tun können, ist: in Freuden gedenken, dass das Wesen der Welt von Anbeginn außerhalb von Zeit und Raum ist; dass man zum zweitenmal geboren werden und Staub und Ketten abschütteln kann. Wünschen wir einander, dass jeder von uns dem antiken Mythos von Perseus und Andromeda treu sei. Wir alle müssen, soweit unsere Kräfte reichen, mit-helfen, die vom Chaos gefangene Prinzessin, die Seele des Alls, und unsere eigene zu befreien. Unsere Seelen sind der Welt-seele teilhaft.

Heute leben viele von uns, erschlaft, in selbstvernichtender Verzweiflung. Eine neue Welt steht schon vor den Toren. Morgen werden wir uns des goldenen Lichts erinnern, das an der Scheide zweier so unähnlichen Jahrhunderte aufleuchtete. Das neunzehnte Jahrhundert hatte uns selbst die Namen der Heiligen vergessen lassen; das zwanzigste wird sie vielleicht leibhaft erblicken. Dieses Zeichen kündete uns Russen der noch nicht enträtselte, uns immer noch in zweifacher Gestalt er-scheinende Wladimir Solowjow.

Und in dem Augenblick der unsichtbaren
Begegnung weicht von dir, bewusstseinsschwer,
Des Daseins Traum, und, liebend, voller Sehnsucht,
Wirst du umstrahlt von unirdischem Licht.

ALEXANDER BLOCK

Deutsch von B. NESSELSTRAUSS